

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 2.

— Erscheint allmonatlich. —

1919.



Spruch.

Der beste Beobachter und der tiefste Denker ist immer
der mildeste Richter.

S. Thom. Budde.

Zwei und eins gleich drei.

Von Anna Burg.

Die dritte Stunde nachmittags.
Das ist die müde Stunde . . .

Ja, so war es auch in dem Schulzimmer der ersten Klasse: Helles, blendendes Sonnenlicht lag auf allen Bänken und Tischen und huschte verwirrend zwischen den Kreidezahlen hin und her, die der Lehrer wie mechanisch an die Tafel malte. Der Gestrenge fühlte sich selbst wie unter einem Bann, seine Bewegungen waren langsam, seine Fragen hatten etwas Mähames, Erzwingenes. Er dachte an die Wiese hinter seinem Haus, die voll von goldenen Butterblumen stand; an den Apfelbaum, auf dem die Spagen zwitscherten; es kam ihm auf einmal vor, als habe jetzt nichts anderes Sinn, als irgendwo im Grase zu liegen und in den blauen Himmel hinauf zu träumen. Aber er hatte Rechenstunde, während am tiefblauen Horizont die leichten weißen Federwöllein selig zerflatterten, während das Korn in lauterem Golde erschimmerte und sich leise flüsternd hin und her wiegte, während die Schwalben hoch, hoch in trunkenem Flug dem Firmament zustrebten. Dem Lehrer erschien alles so unendlich unwichtig. Was tat es denn, ob diese Kinder wußten, daß zwei mal zwei vier sei? Die Welt war voller Wunder und Herrlichkeit; sie hatten Augen und Ohren, um all dies zu erfassen, und dabei zwang man sie, in der öden Schulstube zu sitzen und sich einzuprägen, daß zweimal zwei vier sei.

Die Kinder saßen schlaff da, mit halb geschlossenen Augen blinzelten sie nach der Tafel. Nur wenn sie verstohlen aus dem Fenster blickten und draußen den Strom in vollen, glitzernden Fluten vorbeiröhlen sahen, wenn ihre Blicke den saftgrünen, von Tannendunkel beschatteten Vornhang streiften, dann kam ein kurz aufflackerndes, sehnüchtes Leben in sie.

Der rote Jost Wäldi, der einen Schiefkopf hatte und des Lehrers besondere Drangsal war, sah völlig geistesabwesend aus. Wo seine Gedanken waren, wenn er überhaupt welche hatte, das war nicht zu erraten. Sein kleiner, vierschrötiger Körper sah wie ein Sack in der Bank, und seine nicht allzu sauberen Hände stützten den Kopf, der sonst unfehlbar vornübergefallen wäre.

„Du, Jost, sag' mir mal was ist zwei und eins?“

Der Jost fuhr erschreckt auf. Er sperrte die Augen auf und öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen, aber dabei blieb es.

Länger, als es sonst seine Gewohnheit war, wartete der Lehrer auf Antwort. Seine eigenen Nebengedanken stimmten ihn milde.

„Nun, nun, Jost — du weißt ja nicht viel, aber soviel wirst du doch wissen — zwei und eins?“

Jost schob sich hin und her, schaute seine Nachbarn an und schwieg.

„Hör', Jost — wenn der Herr Ammann zwei Pferde im Stall hat, und es kommt noch eins dazu — wieviel sind's dann?“

„Es hat keins mehr Platz.“

Der Jost sagte das mit einer Lebhaftigkeit, die man ihm gar nicht zugetraut hätte. Der Stall des Herrn Ammann, das war sein Paradies; dort hielt er sich in seiner freien Zeit auf, dort half er beim Einschnitten, beim Putzen der Pferde, und

kein König war so stolz wie der Jost, wenn ihn der Knecht auf dem ungefalteten Rücken des Kaplans reiten ließ. Mit der Frage des Lehrers war alle Schläfrigkeit von ihm gewichen, und seine matten Augen begannen zu glänzen. Aber dann wurde er rot. Denn ein dröhnendes Gelächter durchschnitt einen Augenblick die schwüle Luft der Schulstube.

Der Jost sah den Lehrer an und dieser wieder den Jost. Er fragte sich im Stillen: Warum läßt man die Menschen nicht bei dem, was ihnen Freude macht? Warum zwingt man sie, sich für Dinge zu interessieren, die sie langweilen?

Aber laut sagte er:

„Jost, du darfst nicht so zerstreut sein. Sieh, du mußt dich zwingen, an das zu denken, was wir hier behandeln. Das Rechnen ist nötig fürs Leben, glaub' es mir — wenn es auch an Tagen, wie der heutige ist, den Anschein hat, als wäre es nicht so.“ Das letzte dachte er nur.

Da der Jost darauf wieder beharrlich schwieg, fuhr der Lehrer fort:

„Also sieh, Jost, wir nehmen an, der Herr Ammann kauft noch ein Pferd, wieviel hat er dann?“

Mit sehr rotem Kopf und weniger bestimmt als vorher erwiderte der Jost:

„Der Herr Ammann kauft keins mehr — er hat gesagt — eher will er eins verkaufen.“

„Wir nehmen an, Jost, wir nehmen an — sei doch bei der Sache!“

Aber es war dem Jost schlechterdings unmöglich, etwas anzunehmen, von dem er ganz sicher wußte, daß es nicht geschehen würde. Darum neigte er nur ein wenig seinen schiefen Kopf und schwieg.

Der Lehrer strich sich mit dem Taschentuch über die Stirn.

„Sollten wir es wirklich nicht dazu bringen, Jost, von dir zu hören, wieviel zwei und eins ist? Wenn nun eins der Pferde ein Füllen bekäme, wieviel wären dann da?“

Nun machte der Gefragte ein pfiffiges Gesicht, sah den Lehrer mit einem mitleidigen Seitenblick an und sagte:

„Es sind zwei Hengste.“

Über dem Verhör war die Schule wach geworden. Mit vergnügter Spannung sahen die Schüler den Jost an, und jede seiner Antworten löste ein fröhliches Gelächter aus.

„Aber Jost, ich frage dich doch bloß, wieviel zwei und noch eins sind; verstehst du denn das nicht? Kannst du dir denn wirklich nicht vorstellen, daß zu den zwei Gäulen des Herrn Ammann noch einer hinzukommen könnte und wieviel es dann wären?“

Der Jost schwieg.

Dafür hub im Korridor eine Uhr zu schlagen an. Drei Uhr!

Ah, da ging ein frohes Aufatmen durch die Klasse. Alle die schweren Glieder kamen in Bewegung. Ein Summen und Lachen und Reden ging an. Der Jost mußte eine Flut von Spott über sich ergehen lassen. Aber er nahm es mit Gelassenheit auf; er war daran gewöhnt. Blichschnell trugen ihn seine nackten Füße dem ersehnten Ziel zu, dem Baumgarten des Herrn Ammann, wo die zwei Pferde friedlich grasen.

Der heiße Sommertag neigte sich. Balsamische Luft ersekte die Schwüle des Tages. Der Lehrer machte noch einen Gang zwischen Gärten und Baumgärten hin, sich freuend der Herrlichkeit, die ihn umgab.

Da kam ihm auf dem schmalen Wiesenpfad ein Trupp entgegen: zwei Pferde, von einem kleinen, untersehten, schiefköpfigen Jungen stolz geführt. Die edeln Tiere gingen sanft und ruhig neben ihrem kleinen Hüter her, der so stramm zwischen ihnen schritt und den sie doch mit Leichtigkeit hätten abschütteln können.

Der Lehrer blieb stehen.
„Ei, sieh, der Jost! So stark bist du, daß du beide Säule führen kannst? Sag' mir doch nun, wenn ihr so zusammen geht, die Pferde und du in der Mitte, wieviel seid ihr dann?“

„Drei“, sagte der Jost strahlend.

Luther und das deutsche Volk.

Von Dr. Reinhard Buchwald.

Eine Erscheinung wie Luther kann man in ihrer Bedeutung nur erfassen, wenn man einerseits die Wirkungen verfolgt, die von ihr auf die weitere Gestaltung der Volks- und Weltgeschichte ausgegangen sind, und andererseits den vorbildlichen und bleibenden Eigenwert ihres Menschentums zu begreifen versucht.

Vierhundert Jahre sind seit der Tat verfloßen, die Deutschland in zwei geistige Heerlager zerriß, die in ihren Folgen Krieg über Krieg entfesselte, das deutsche Volk im 30 jährigen Krieg bis zum Verbluten geschwächt und zum Spielball des Auslands gemacht hat, die aber gerade durch diese Leiden und Opfer erst für Deutschland, und wie so oft in der Geschichte durch Deutschland für die Welt, die Ideen einer Gleichberechtigung der Bekenntnisse und Überzeugungen ins Leben gerufen hat. Es ist das weltgeschichtliche Schicksal Deutschlands, die großen Ideen zu erzeugen und der Welt vorzuleben, damals die Duldung der Religionen, heute die Gleichberechtigung der Staaten, die wir im Innern besitzen und nach außen fordern. Heute aber ist erreicht, daß der Held von Wittenberg, den einst halb Deutschland erbittert haßte, auch bei seinen Gegnern eine gerechte Würdigung zu finden vermag. Jeder Deutsche, gleichviel welchen Glaubens, wäre heute ein anderer, wenn nicht Luther auf das Leben des ganzen Volkes einen entscheidenden Einfluß gewonnen hätte. Eine der herrschenden Kirchen trägt seinen Namen: Zahlreiche freie religiöse Bekenntnisse sind erst aus dem Protestantismus herausgewachsen: Aber auch der Katholizismus, zumal in Deutschland, ist im Kampf und im Wettstreit mit dem Luthertum erstarkt.

Aber weit über das kirchliche Leben erstreckt sich Luthers Einfluß. In einer Zeit, da Frankreich, England, Rußland und Spanien zu Nationalstaaten heranwuchsen, in Deutschland aber die Einzelsürken über die Kaiser Gewalt den Sieg davontrugen, schuf Luther in der einheitlichen Sprache das Band, das Jahrhundertlang allein die deutsche Einheit gewahrt hat. Luthers Bibel hat es verhindert, daß sich Niederdeutschland als eine selbständige Sprach- und Kultureinheit löste wie die Niederlande. Als im 17. Jahrhundert das gesamte deutsche Gesellschafts- und Familienleben sich nach dem bewunderten französischen Vorbild richtete, da war es die drohende Verwischung der Sprache, die die Geister zuerst zur Selbstbesinnung aufrief. Wie groß die Gefahr war, dieses zeigen etwa die Worte Liselottes: „Ich fürchte, das Deutsche wird sich endlich so verlieren, daß es keine Sprache mehr sein wird“. Und Luthers Bibel war damals der letzte unantastbare Besitz im gemeinsamen, reinen guten Deutsch, dazu das Kirchenlied und die Predigt der lutherischen Pastoren, die zugleich durch Lehre und Beispiel das verrohte und entwurzelte Volk vor aller Entfittlichung bewahrten. Die Sprache Luthers war das Kleinod, das abermals hundert Jahre darauf in Gottscheds Sprachlehren auch den katholischen Westen und Süden gewann und aus dem sich in einer Zeit erneuter Erniedrigung nach der Schlacht von Jena ein Fichte den Glauben an sein Volk rettete; denn ein Volk mit einer solchen Sprache, so heißt es in den „Reden an die deutsche Nation“, und mit einer Geldgestalt wie der deutsche Mann Martin Luther könne nicht untergehen.

Gleich nach der Bibelübersetzung muß man Luthers Ehe nennen, wenn man Luthers Einfluß auf die Geschichte unseres Volkes würdigen will. „Diese Ehe“, so urteilt kein Geringerer als Gustav Freytag, „gegen die Meinung der Zeitgenossen unter dem Hohnschrei der Gegner geschlossen, wurde ein Bund, dem wir Deutsche ebenso viel verdanken als den Jahren, in denen er, ein Geistlicher der alten Kirche für seine Theologie die Waffen getragen hatte. Denn von jetzt wurde der Gatte, der Vater, der Bürger auch Reformator des häuslichen Lebens seiner Nation“. Die traute, musikalisch-gastliche des deutschen Hauses, Gattenliebe und Kinderzucht fanden rührende Vorbilder im Lutherhaus, nicht ohne den sonnigen Humor seiner Achtung vor seinem „gestrengen Herrn Räte“ — und auf Schule und Schauspiel, Gemeindeleben und Sitte, auf Leid und Freud wirkte er ein mahnend und tröstend, strafend und schmerzend nicht nur der geistliche, sondern auch der weltliche Gewissensrat seines Volkes.

Vor allem aber hat Luther dem gesamten Geistesleben Deutschlands und der Welt die Bahn gewiesen. Es ist eine ganz falsche und einseitige Vorstellung, wenn man in Luther nur den Mönch, Theologen, Reformator und Prediger sieht. Man vergißt, daß er schon vor 1517 als der namhafteste moderne Gelehrte Deutschlands galt, als die „Hoffnung Deutschlands“, die man gegen den vielgerühmten Poeten und Humanisten der italienischen Renaissance auspielen konnte, der Dürer der Wissenschaft, den man mit Erasmus und Reuchlin in einem Atem nannte: Man vergißt, daß ihm in Wittenberg gelungen ist, was keinem in seiner ganzen Zeit geglückt war, worauf aber aller Streben ging: Aus dem Lehrplan der Universität allen mittelalterlichen, scholastischen Ballast hinauszuerwerfen und einen neuen Lehrplan mit Sprach- und Quellenstudium einzuführen. Als ihn sein Orden 1518 nach Heidelberg zur Verantwortung lud, galten seine Thesen in gleicher Weise der Universitätsreform und der Ablassfrage, ein Beweis, wie weit sein Wirken von seinen Zeitgenossen empfunden wurde. Freilich war Luther mehr als die Humanisten mit ihrer ästhetischen Reformfreude und ihrer negativen, ironischen Aufklärung in Glaubensdingen: wie der deutsche Geist stets in die Weltentwicklung eingegriffen hat, indem er nämlich die Probleme vertiefte, verinnerlichte und religiös machte, so diente auch einem Luther die ganze neue Wissenschaft nur dazu, um die tiefsten Gewissens- und Glaubensfragen zu lösen. Luther hat also die Renaissance verdeutlicht, hat aus der Renaissance die Reformation gemacht, was am schönsten abermals Fichte in seinen Reden dargestellt hat. Wer Luther recht würdig feiern will, möge deshalb die „Reden an die deutsche Nation“ zur Hand nehmen und darin lesen, wie sein größter geistiger Erbe ihm gehuligt hat. Denn das gesamte klassische deutsche Geistesleben, Lessing und Herder, Goethe und Schiller, Kant und Fichte, sie haben Luther die Grundlage ihres Idealismus gedankt und sind sich dessen bewußt gewesen. Ohne Luthers Selbstverantwortung und Freiheit des Gewissens in Glaube, Forschung und Sittlichkeit gäbe es keine moderne Geschichts- und Naturwissenschaft und keinen kategorischen Imperativ.

Viel gerechter würde der heutige Mensch einem Luther werden, wenn er sich die Mühe nehmen wollte, einmal mit eigenen Augen die echten Quellen, vor allem seine Briefe, zu betrachten oder eine der großen erschöpfenden Lebensbeschreibungen zu lesen, statt sich mit einigen oberflächlichen Schulerinnerungen zu begnügen. Von allen Kundigen, und nicht zuletzt von Theologen beider Bekenntnisse, ist seit Jahrzehnten betont worden, daß das verbreitete Lutherbild eine fromme Legende ist, die den modernen Menschen mehr von dem Helden abwendet als zu ihm hinführt. Der echte Luther war schon äußerlich nicht jener wohlbeleibte, milde Herr, wie er noch auf dem Wormser Denkmäl erscheint, vielmehr wird er uns geschildert als hager, übermäßig aufrechten Ganges, mit durchgearbeiteten Zügen und tiefstehenden, blickenden Augen, „Löwenaugen, Falkenaugen, Basiliskenaugen“. Er ist der Mensch, der mit allen Schauern der Verzweiflung gerungen hat, bis er in sich selber einen unverrückbar festen Grund, seinen Gott gefunden hat, und diesen Grund gilt es nun zu verteidigen gegen die Feinde wie gegen schwächliche Vermittler unter den Freunden, ihn gilt es den Menschen zu verkünden aus Liebe zu ihnen, ihn gilt es zu bekennen und für ihn ist er bereit zu sterben. Man hat geistreich behauptet, Luther sei der reinste Typus des religiösen Menschen und deshalb ganz und gar kein Politiker gewesen. Der erste Teil der Behauptung besteht zu Recht, nur mit dem Zusatz, daß er der deutsche religiöse Mensch ist, nämlich der deutsche Prophet, der nicht einer bligartigen Erleuchtung folgt, sondern der sich in langem, schmerzhaftem Ringen mit den überkommenen Überzeugungen seiner Lehrer und Ahnen auseinander setzt. Dann aber macht er unbedingt Ernst mit seinem neuen Glauben, er duldet keinen Kompromiß, er verlangt unbedingt von innen heraus, aus dem Herzen und Geiste, zu leben. Man hat das unpolitisch genannt, es ist aber, wie Luthers Leben jedem zeigen kann, nur dieselbe klare Unterscheidung gewesen, die in seiner immer wiederholten Mahnung erklingt: Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Er war der treueste Staatsbürger, und der Protestantismus hat, was man auch selten gewürdigt findet, die größte staatsbildende Kraft bewiesen, ja auch in religiösen Dingen kannte Luther eine berechnete Politik: Nur wer aufs tiefste von dem Gefühl durchdrungen, daß es ein Unbedingtes gibt, vor dem alles Verhandeln halt machen muß, ein Göttliches, das uns treibt und das höher ist als alle Menschengedanken. Ob wir dieses Gefühl den lutherischen Glauben oder den deutschen Idealismus nennen, ist gleichgültig. Es hat die größten unseres Volkes beherrscht, hat in den großen Zeiten unserer Geschichte das ganze Volk ergriffen, und dies meinen wir, wenn wir im Deutschtum einen sittlichen Wert und einen Baustein für eine bessere Zukunft der Welt zu finden glauben.

Weidenkätzchen und Bienenzucht.

Von Dr. Edmund Scheibener.

Es will Frühjahr werden. Grüner Schimmer liegt über dem Buschwerk, am Bache blühen die Weiden, selbst wenn der Schnee sie noch deckt. Weicher wehen die Winde, wärmer scheint das steigende Himmelsgestirn, trotz aller hier und da immer wieder auftauchenden rauhen Nachklänge des Winters, und frohe Kinderstimmen erfüllen überall die Straßen und Plätze. Aber auf die neu erwachende Frühlingsfreude legt sich ein dunkler und schwerer Schatten. Ich denke hier an das geringe Interesse, das heute so vielen unserer schönsten Frühlingskinder entgegengebracht wird, unter den besonders die sogenannten Kätzchenblütler zu leiden haben, namentlich die Weiden, weiterhin auch andere Gewächse, wie Primeln und Beilchen, späterhin auch Waldmeister und Maiglöckchen.

Aber da höre ich nur Ausrufe des Erstaunens. Befundet man nicht in regster Weise sein Interesse gerade in der freudigen Verehrung, die man diesen Pflanzen entgegenbringt? Werden sie nicht überall herrlich begrüßt und als lichter Gruß in unsere finstere Städte getragen. — Fällt nicht auch in die ärmste Stube ein Abglanz des Frühlings, wenn sie fröhlich blühend am Gesims stehen? Ja und nein ist die Antwort. Denn nicht nur einzelne Pfläuden wenige, sondern alle holen möglichst viele. Rücksichtslos und grausam wird so mit den Weiden verfahren. Ein Glüd für den Strauch, wenn er so in die Höhe gewachsen ist, daß der verlangende Arm seinen Blütenbusch nicht mehr erreicht, ein Unglück für ihn, wenn er niedrig und klein ist. Da holt sich ein jeder seinen Teil, und schwer beladen kehrt er nach Hause zurück. Jedem Naturfreund tut es in der Seele weh, wenn er ein Opfer dieser Blütenbegeisterung erblickt. Abgerissene Zweige und Kätzchen liegen um den Strauch herum, nackte Äste ragen klagend gen Himmel. Im weiten Umkreis begegnen wir der gleichen Erscheinung, der gleichen Verwirrung.

Darum sei es all denen, die des Sonntags in die Natur hinausziehen und alsbald allem Blühen und Grünen den Krieg erklären, zu Gemüt geführt, daß auch eine Weide Anrecht auf ihr Dasein hat, daß sie Daseinspflichten besitzt und ihre ihr zugewiesene Aufgaben in dem tausendfältigen Reiche ihrer Brüder und Schwestern erfüllt. Schon im allerersten Vorfürhling beginnt sie damit und entwidelt die Kätzchen, die eine besondere Erscheinung ihrer eigenartigen Blütenbildung sind. Die Blüte der Weide ist eigentlich außerordentlich klein und unscheinbar. Sie besteht nämlich lediglich aus einer Deckschuppe, und wir vermüssen an ihr alle Teile, die wir sonst an einer Blüte zu sehen gewohnt sind, wie den zartgrünen Kelch, die leuchtenden Blütenblätter mit ihren oft prächtigen Farben und süßen Duft. Die Blütenblätter bestehen vielmehr aus zwei Drüsen, welche sich am Grunde der Deckschuppe befinden. Die Blüte ist reduziert, wie der Botaniker sagt. Aber die Weide bietet noch andere Merkwürdigkeiten; auf ein und demselben Strauche sind immer nur Blüten eines Geschlechts, die Geschlechter wohnen gleichsam in zwei verschiedenen Häusern. Auch die weiblichen Blüten sind reduziert. An Stelle der Staubgefäße, die in zwei, drei, vier- oder fünfacher Zahl vorhanden sein können, tritt bei den weiblichen Blüten noch der Fruchtknoten mit der Narbe.

Die wesentliche Aufgabe einer Blüte ist stets die Vermehrung. Der Staub der Staubbeutel muß auf die weibliche Narbe kommen und so schließlich den Fruchtknoten befruchten. Dies besorgen in treuer und unermüdlicher Weise die Insekten. Unentwegt fliegen sie von Blüte zu Blüte und befördern so den Blütenstaub, der an ihnen festhaftet, auch auf die weiblichen Organe. Um nun aber die Aufmerksamkeiten der kleinen Insekten auf sich zu ziehen, tun sich die kleinen Blüten zusammen, ordnen sich um eine Längsachse und vollbringen so in starkem Verbande, was den einzelnen schwerlich oder gar nicht gelänge. Freilich anfangs gewahren wir von diesem walzlichen Blütenstand nur die Deckschuppen, die dachziegelig eine neben der anderen stehen und alle ihre dichtbehaarte Unterseite nach außen kehren. So bilden sie die „Kätzchen“, wie sie das Volk in sinniger Weise nennt, eine Bezeichnung, welche auch in die Wissenschaft überging. Erst später beginnen die Staubgefäße größer zu werden, ihre Stiele dehnen sich und entragen zunächst auf der Sonnenseite ihrer pelzigen Hülle, schließlich strecken sie sich allseitig hervor und erstahlen in leuchtendem Gelb. Der ganze Strauch erblüht in Glanz und Schönheit.

Die Kätzchen, die vor der Entfaltung der Laubblätter erblühen, werden alsbald von einem geschäftigen Insektenheer umschwärmt. Namentlich besuchen Honigbienen die Kätzchen, aber auch Hummeln, viele Andrena- (Grabbienen) Arten, Apiden überhaupt und einige Fliegen.

Während so die Insekten in reichem Maße Befruchtung erwirken, haben auch die Bienen ihren großen und wichtigen Vorteil, und mit ihnen die Bienenzüchter. Denn die fleißige Biene, die in der Sorge um das Wohl ihrer Nachkommenschaft unermüdlich auf der Suche nach Honig und Pollen sich befindet, findet im Frühjahr, wo nur wenige Pflanzen reichlich Pollen und Honig haltende Blüten entwikkeln, gerade an den Weiden und anderen Kätzchenblütler einen reichen Tisch. Eine schöne Weidenblütezeit ist für den Bienenstaat und damit auch für den Bienenzüchter von nicht zu unterschätzendem Vorteil. Wie oft muß nicht der Bienenwatter gezwungen zur künstlichen Fütterung übergehen, was allerhand Unkosten mit sich bringt und lange nicht die Natur ersetzen kann!

Nun verstehen wir das ewige tätige Geseumm um die blühenden Weidensträucher, um dessentwillen, aber auch mit Rücksicht auf die Bienenzucht die hemmungslose Räuberei an den Weidenkätzchen sowie die damit verbundene Verschandelung der Wälder aufs ärgste zu verurteilen und zu bekämpfen ist.

In richtiger Beurteilung dieses immer mehr überhandnehmenden Unfuges erließ der Verein schweizerischer Bienenfreunde einen Aufruf an die schweizerischen Forstämter zugunsten gerade der so bedrohten Weiden, worin auch der dadurch entstehenden Schädigung der Bienenzucht gedacht wird. Da auch gerade zu dieser Zeit bei uns die Stimmen sich mehren, die für die Schonung der Weiden eintreten, dürfte es von allgemeinem Interesse sein, auf die wichtigsten Angaben dieses Aufrufes näher einzugehen.

Es heißt darin unter anderem: „Seit einigen Jahren hat in Stadt und Land immer mehr die Unsitte überhand genommen, die ersten Frühlingsblüten und besonders die Kätzchen der Weiden und Haseln schonungslos und massenhaft herunter zu reißen. Diese Verwüstung der erwachenden Natur hat, abgesehen von anderen Unzulänglichkeiten, eine schwere Schädigung der Insektenwelt und im besonderen der Bienenzucht im Gefolge, die sich bereits in der Erkrankung und dem Abgang vieler Bienenwölker bemerkbar macht, infolge mangelhafter Ernährung mit Pollen (Stickstoff) . . . In der Zeit, da die ganze Welt widerhallt vom Ruf nach Naturschutz, da Gesetze und Verordnungen erlassen werden zum Schutze der gefährdeten Wildflora, da sich jedermann freut an der Schaffung eines schweizerischen Nationalparks, wird man die schweizerische Imkerschaft verstehen, wenn sie sich an die schweizerischen Forstämter, Forstämänner, die ersten und obersten Hüter der herrlichen Waldreviere wendet mit der Bitte, ihr bei der Erhaltung der kätzchentragenden Weichholzarten erfolgreiche Mithilfe zu leisten. . . Vornehmlich die Weiden sind es, die mit ihren duftenden, reichlich Blütenstaub und Honig liefernden Kätzchen für die ganze Insektenwelt und hauptsächlich für unsere Bienen im Frühling von größter Bedeutung sind, denn um jene Zeit ist der Tisch für unsere emsigen Sammlerinnen noch sehr spärlich gedeckt. Mit der Weidenzucht ist mancherorts gerabzu das Gedeihen der Bienenzucht verknüpft, und wo sie schwindet, ist Bienen und Hummeln und einer Reihe anderer Insekten die normale Entwicklung und Vermehrung beinahe unmöglich gemacht. . . Wir ersuchen sie daher, bei ihren Verfügungen an ihre ausführenden Organe unserer Bitte zu gedenken im Interesse des Naturschutzes und der schweizerischen Bienenzucht.“

Angelehene Schweizer Gelehrte, wie der bekannte Botaniker der eidgenössischen technischen Hochschule, Prof. Dr. Schröter, haben diese Bewegung lebhaft unterstützt, und einige Kantone wie Zürich, Graubünden-Vern haben den Verkauf und das Pflücken aller Weidenkätzchen bereits vollständig verboten. Wenn wir bedenken, daß es nach einer mir vorliegenden Statistik von 1906 allein in jenem Jahre in Deutschland 2 655 350 Bienenwölker gab, die 18 Millionen Kilogramm Honig produzierten in einem Gesamtwerte von 30 Millionen Mark, so wird es deutlich, daß es sich dabei um bedeutende Werte handelt. Es wäre daher wünschenswert, wenn dieser Appell an die Einsicht weiter Kreise, insonderheit aber der Volksschullehrer nicht ungehört verhallte.

Unsere Haustierte in Sprichwort und Redensart.

Von A. Gebauer (†).

VIII. Das Hausgeflügel.

a) Hahn und Huhn.

1. Abends mit den Hühnern zu Bett, früh auf mit dem Hahn um die Bett'. — Wer mit den Hühnern zu Bett geht, kann mit den Hühnern aufsteh'n.

2. Am Sonntag sein Huhn im Topf haben = wer sich Sonntags ein Huhn zum Mittagsmahl leisten kann, den darf man getrost zu den Wohlhabenden, wenn nicht zu den Reichen des Dorfes rechnen. Freilich sagt der Volkswitz, daß sich der Bauer oft, wenn er sich sein Huhn ganz gut könnte braten lassen, diesen Sonntagsbraten verjagt. Denn es heißt: Wenn der Bauer ein Huhn ißt, so ist entweder der Bauer krank oder das Huhn.

3. Aussehen wie ein Zinshahn = ein vor Aufregung oder Zorn gerötetes Gesicht haben wie ein zorniger Hahn, dessen Kamm und Lappen sich auffallend röteten. (Zornigdel = ein oft gebrauchtes Schimpfwort für Leute, die leicht zornig werden.) — Früher gab es in der Tat Zinshähne, die ehemals wohl eine Opfergabe waren; im Mittelalter mußten sie häufig als Zins-Abgabe an die Geistlichkeit entrichtet werden. (W. S. Niehl erzählt in „Der stumme Ratsherr“ vom „Hinkelhestag in Weplar.)

4. Da kräht kein Hahn nach = niemand bekümmert sich um die Sache.

5. Da stehen wie ein nasser Hahn = eine Sache ist mir unbefähig. Häufiger werden statt des Hahnes der Pudel oder die Kage genannt. Hahn (Huhn), Pudel oder Kage bieten in nassem Zustand ein gar klägliches Bild, und sie fühlen sich recht unbefähig.

6. Den roten Hahn aufs Dach setzen = einem das Haus anzünden. Das Volk vergleicht das Feuer mit einem von Haus zu Haus fliegenden roten Hahn. (cf. Grimm, Mythol. 568 und 635).

7. Ein Hühnchen im Salz haben = etwas abzubüßen haben.

8. Hahn im Korb sein = in höchster Gunst stehen, der Bevorzugte sein. Diese Redensart hat man in verschiedener Weise zu deuten versucht. Wahrscheinlich geht sie auf einen alt-germanischen Osterbrauch zurück, der heute noch in einigen Gegenden im Schwang ist. In manchen Dörfern versammeln sich am Ostersfest Vurschen und Mädchen auf einer Wiese, in deren Mitte ein junger Hahn unter einem Korb oder Topf sitzt. Die heiratungsfähigen Dorfschönen ireten der Reihe nach mit verbundenen Augen und einem Stod in der Hand an den Korb heran und schlagen, nachdem sie ein paar mal um sich selbst gedreht worden sind, damit sie sich nicht so leicht zurechtfinden können, nach dem Hahn. Das Mädchen, welches den Korb getroffen hat, erhält zum Lohne den „Hahn im Korb“ und trägt ihn stolz nach Hause. Der Gewinn des Hahnes bringt ihr das höchste Glück, den bevorstehenden Brautstand.

9. Mit einem ein Hühnchen zu rupfen haben, wobei es ohne Schmerzen (wie beim Rupfen des Huhnes) nicht abgeht. (cf. Mit einem eine Birne oder einen Apfel zu schälen haben.)

10. Wo die Henne kräht und der Hahn schweigt, da geht's liederlich zu.

Wenn die Henne kräht vor dem Hahn
Und das Weib redet vor dem Mann,
Soll man die Henne braten
Und das Weib mit Prügeln beraten. (Simrod.)

Dem Huhn, das kräht, soll man den Hals umbrehen.

b) Die Gänse.

1. Etwas für die Gänse tun = für nichts und wieder nichts.

2. Er ist noch mit den Gänzen im Strangel (Streit), man weiß nicht, gibt's Haare oder Federn, sagt man von einem jungen Mann, wenn sich die ersten Flaumhaare einstellen.

3. Wenn die Gans das Wasser sieht, zappelt ihr der Steiß. Diese Redensart wird oft auf junge Mädchen übertragen, denen es vor Tanzlust in den Beinen kribbelt, wenn die „Geiß“ rappelt.

Dem eifrigen Sammler wird noch manches Sprichwort, noch manche Redensart begegnen, die ich hier nicht erwähnen habe. Die etwas derben, drastischen Redensarten, die nur für meine Sammelmappe, nicht aber für empfindliche Ohren bestimmt sind, habe ich von vornherein ausgeschaltet und von den übrigen nur die bekanntesten ausgewählt. Wertvolle Dienste bei der Erklärung einiger Redensarten hat mir Schraders „Wörterbuch und der deutschen Sprache“ geleistet.

Freihjohr.

Off Hüh un Hang die Aderfcholle dampe,
Von Eis un Schnie befreit em Sunnelicht,
Dat mild dorch zorte Wolleschleier bricht;
Fuhroff, fuhrob om Pflug die Baji hinstampe.

Schniegledche hebt de Kopp om Gorterampe
Un klingelt hell un lacht mer en't Gesicht,
Als wollt et joh'n: „Dat Herz frisch offgericht“,
Et flammt die Welt voll dauend Freihjohrslampe.“

Beijulcher*), gud, schun seid ihr aach erwacht?!

Seid ihr mir vies, wenn ich ouch met mir nähn? —

Ich bedede mich un plect mer poor zum Sträßsche;

Flugs eilt zered en't Mauerloch e Majsche —

D dat aach mir en't Herz dat Freihjohr lām',

Wo alles rings die Sunn ju fruh gemacht!

W. Reuter.

Umschau.

B. Die Leuchtmittelnot der Waldbauern. Während des Krieges ist die Leuchtmittelnot auf dem flachen Lande, wo weder Gas noch elektrisches Licht zur Verfügung stehen, die Bewohner viel mehr nur auf Petroleum und Kerzen angewiesen sind, zu einer argen Plage geworden. Die Leuchtmittel werden den Landwirten, die ja auch im Winter früh und spät in Haus, Stall und Hof zu tun haben, in äußerst geringen Mengen zugewiesen. In dieser Not haben sich, wie der diplomierte Landwirt Hertel in der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse“ ausführt, die Landwirte einer Sitte ihrer Großväter erinnert und wieder damit begonnen, zur Beleuchtung von Wohnräumen und Ställen Späne zu verwenden, um so wenigstens dem ärgsten Mangel an Licht zu begegnen. Diese Späne machen sich die Bauern selbst. Sie verwenden dazu dicke Birken-, Buchen- und Erlenholzstämmen, die zuerst in den Bädern kommen, worin sie über Nacht bleiben, um dann am anderen Tage, wenn sie heiß und weich geworden sind, in eine Drehbank eingespant zu werden. Einige kräftige Leute drehen das Rad, der Bauer drückt das Dreibeisen an, und die ihm gegenüberstehende Nagel nimmt die Späne ab, rollt sie auf und legt sie beiseite. In etwa 8 Tagen ist der ganze Bedarf für den Winter gedeckt. Die 1½—2 m langen Späne werden dann am Hause während der Sommermonate zum Trocknen aufgehängt und finden im Winter zur Beleuchtung ihre zweckentsprechende Verwendung. Die Waldbauern spannen die Späne in einfache Halter ein, die in der Wohnstube und im Stalle, wenn sie entzündet sind, ein allerdings bescheidenes Licht verbreiten, das aber doch das Arbeiten ohne Schwierigkeiten ermöglicht. Aber nicht nur zu Beleuchtungszwecken dienen die Späne, sie werden auch von den ländlichen Hausfrauen gerne dazu verwendet, die Milch der Kinder daran zu erwärmen; selbst zur Bereitung von einfachen Speisen genügt die Wärmequelle, die der brennende Span spendet. So helfen sich die Waldbauern ohne sonderliche Schwierigkeiten über die Leuchtmittelnot, die ihnen der Krieg aufgenötigt hat.

* Alte deutsche Wiegensitten. Nahe der holländischen Grenze, im Kreise Meppen, sind einige Ortschaften, die mit Kultur und Fortschritt noch recht wenig in Berührung gekommen sind. Bis zur nächsten Bahnstation sind drei oder vier Wegstunden, zwischen den Ortschaften bilden ungepflasterte, holprige Straßen die einzige Verbindung. Es ist kein Wunder, wenn die Bewohner dieser Orte zähe und eigensinnig am Alten festhalten. „Dat heff min Vaoder un Grotvaoder so daon“ ist der Wahlspruch dieser Leute, und dabei bleiben sie. In das Grün mächtiger Baumriesen hineingeklemmt, liegen die alten Häuser. Hier kommen die kleinen Meppener Erdenbürger zur Welt und werden gewiegt und großgezogen nach alten Sitten, die die Zeitschrift „Niederachsen“ beschreibt. Meist ist es die Großmutter oder gar die Urgroßmutter, die die Aufgabe übernommen hat, die Kleinen zu pflegen und zu wiegen. Am mächtigen Herdfeuer, unter dem großen Rauchfang, ist ihr Platz, dort sitzt sie und wiegt die kleine Marie. Das Kind liegt in einem großen, aus Brettern gezimmerten Kasten, der schon weit über hundert Jahre in demselben Hause allen Kindern als erstes Bettchen gedient hat, und die Urgroßmutter duldet nicht, daß dieses Familienerbstück durch ein modernes Möbel ersetzt werde. Will die alte Wiege einmal ihren Dienst versagen, dann bekommt sie eben neue Füße, der Schemel wird ausgebessert, und nun kann sie, wie Urgroßmutter überzeugt versichert, doch noch wohl 50 Jahre mit. Am Balken hängt ein zweiarmer Hebel, eine Schnur davon ist an die Wiege gebunden, die andere an die Fußspitze der Frau, und so schaukelt sie den kleinen Liebling und singt dazu ganz alte, wunderschön empfundene Wiegenlieder. Den kleinen Meppenern aber schlägt diese Pflege gut an, und sie sind noch alle brave und starke Menschen geworden, die ein hohes Alter erreichten; die Wiege freilich, das geheiligte Familienerbstück, hat sie immer überlebt.

*) Weichen.